

**HEYNE <**

## *Das Buch*

Drei Frauen, deren Schicksale von Ungewissheit und Trauer geprägt sind: Karla, Gisela und Elsbeth haben schwere Zeiten hinter sich. Nach den Wirren des Krieges sucht Karla noch immer nach ihren Lieben, Gisela erkennt ihren Mann kaum wieder, und Elsbeth sieht sich als unabhängige, ledige Frau immer wieder Anfeindungen und Unverständnis gegenüber. Von den schmerzlichen Erlebnissen wollen die drei sich jedoch nicht unterkriegen lassen und holen sich einen Funken Lebensfreude zurück. Ihre gemeinsame Liebe zur Musik bewegt sie dazu, wieder neuen Mut zu schöpfen: Gemeinsam gründen die drei Frauen eine Swingband. Und was als unfassbarer Skandal beginnt, bringt schon bald Freude und Rhythmus in das Leben zahlreicher Westberliner zurück.

## *Die Autorin*

Anna-Luise Melle liebt die Musik und das Schreiben. Beides vereint sie in »Swinging Ladies«, ihrem ersten Roman bei Heyne. Eine weitere große Leidenschaft ist das Reisen in nordische Länder. Zu England fühlt sie sich am meisten hingezogen, und so überrascht es nicht, dass sie ein englisches Oldtimertaxi fährt.

Anna-Luise Melle

# *Swinging Ladies*

So klingt die Hoffnung

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.  
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Trotz intensiver Recherche konnte der Verlag nicht alle Rechtegeber ermitteln. Bitte wenden Sie sich gegebenenfalls an den Wilhelm Heyne Verlag in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH.

Editorische Notiz:

Im historischen Kontext dieses Romans verwenden die Figuren auch rassistische Wörter und Konzepte, die zu der dargestellten Zeit üblich waren.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

Originalausgabe 03/2025  
Copyright © 2025 dieser Ausgabe  
by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,  
Neumarkter Str. 28, 81673 München  
produksicherheit@penguinrandomhouse.de  
(Vorstehende Angaben sind zugleich  
Pflichtinformationen nach GPSR)

Dieses Werk wurde vermittelt durch die  
Montasser Medienagentur, München.  
Redaktion: Ingola Lammers  
Umschlaggestaltung: t.mutzenbach design, München  
unter Verwendung von ullstein bild (mirrorpix),  
Shutterstock.com (LaInspiratriz)  
Satz: Uhl + Massopust, Aalen  
Druck und Bindung GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany  
ISBN: 978-3-453-42774-7

[www.heyne.de](http://www.heyne.de)

# *Erster Teil*



# Kapitel I

*Zehlendorf, Beuckestraße 34*

*19. April 1945*

Sirenengeheul dominierte die Stadt. Wo war Peter? Aufgeregt rief Karla nach ihrem Sohn, während sie sich die Tasche mit den wichtigsten Habseligkeiten schnappte.

»Peter? Peter!«

Sieglinde begegnete ihr im Treppenhaus. »Hast du Peter gesehen?«, fragte Karla die Schwiegermutter, während sie die Stufen hinabrannte.

»Wieso fragst du?«

»Weil er nicht da ist!« Karla drückte Sieglinde die Tasche in die Hand, die von den anderen Hausbewohnern angerempelt wurde, als diese in den Keller rannten. »Nimm!«, sagte sie. »Ich suche nach Peter.« Was ihr Sieglinde nachrief, hörte sie nicht mehr. Im Garten, wo er noch bis vor fünf Minuten gespielt hatte, war er nicht mehr.

Vor dem Haus war niemand zu sehen. Sie rannte die Straße entlang bis zur Ecke Ahornstraße und schrie den Namen ihres Sohnes aus Leibeskräften. Die Straßen waren leer. Kein Kind, kein Mensch, nur der Lärm der Sirenen in unerträglichen Frequenzen. Der Himmel über Berlin war blutrot. Die Geschütze der Flak donnerten unentwegt hinein. Karla drehte um und rannte zurück bis zur Ecke Anhalterstraße. Sie musste kurz pausieren, stützte sich

mit den Händen auf die Schenkel und schnaufte durch. Der Puls hämmerte in jeder Faser ihrer Zellen. Wo war Peter?

Ein älteres Ehepaar kam ihr entgegengerannt. Er trug einen Koffer, hielt seinen Hut fest, sie hatte nur eine Handtasche. »Haben Sie einen kleinen Jungen gesehen? Er ist erst eineinhalb«, wollte sie die beiden aufhalten, aber sie ließen sie unbeachtet stehen. Karla drehte sich im Kreis. »Pe-ter!«, schrie sie immer wieder.

Da sah sie schon das erste Flugzeug kommen und hielt sich die Hände über den Kopf. Sechs weitere folgten in Formation. Es traf Berlin-Mitte. Um die Ecke kam ein Mann gerannt und sah sie erstaunt an: »Wat machense hier, um Gottes willen! Kommse mit in den Keller!« Er packte sie am Arm und wollte sie mitnehmen, doch sie riss sich los. »Ich suche meinen Sohn. Haben Sie ein kleines Kind gesehen?«

»Ein Kind? Ach, du heiliger Bimbam! Nee, nüscht jesehen. Den wird schon jemand in Sicherheit jebracht haben, jetzt kommse mit, in Gottes Namen!«

Wieder riss sie sich los und rannte zurück in die Beuckestraße. »Ich kann nicht, ich muss meinen Sohn finden!«

Karla kam in den Keller ihres Hauses. Dort hatten schon alle ihre Stammplätze eingenommen. »Ist Peter hier?«

»Um Gottes willen.« Sieglinde wurde blass. »Hast du ihn etwa nicht gefunden?«

Karla wurde panischer. »Ich suche noch mal im Garten!«

»Sind Sie wahnsinnig?«, rief Herr Frantz und zog sie so fest am Arm, dass sie zu Boden fiel. »Jetzt nach draußen gehen wäre Selbstmord. Sie bleiben hier!«

»Aber mein Sohn ist irgendwo da draußen. Ich muss ihn suchen!«

»Sie bleiben hier und warten, bis der Alarm vorbei ist.



Wenn er jetzt nicht mehr draußen war, dann hat ihn sicher jemand in seine Obhut genommen.«

»Lassen Sie mich los!« Erneut riss sie sich aus den Händen eines Mannes los.

»Ich habe Ihnen gleich gesagt, dass Sie ihn rechtzeitig zur Mutter-Kind-Evakuierung geben sollen. Dieser Leichtsinn!«, rief Herr Frantz ihr streng hinterher.

Karla beachtete ihn nicht weiter, sprang die Kellerstufen hinauf und sah nochmals im Garten nach. Keine Spur von Peter, stattdessen schlug es überall ein. Im Haus suchte sie inzwischen zum dritten Mal in den zwei Winkeln, in denen er sich manchmal zum Spaß versteckte, aber auch da war er nicht. Peter war verschwunden. Die Bombeneinschläge kamen näher, und nun tat es einen gewaltigen Schlag im Haus, sodass sie instinktiv die Hände über den eingezogenen Kopf hielt. Scheiben klirrten, Möbel polterten. Es nützte nichts, sie musste in den Keller. Vielleicht hatte Herr Frantz recht, und Peter war schon längst in Sicherheit. Aber wo?

Karla saß nun mit den Bewohnern des Hauses, den Bewohnern der ausgebombten Nachbarschaft und einer Flüchtlingswitwe aus Ostpreußen, Frau Grigoleit, zusammengekauert auf einer Matratze. Frau Grigoleit war vor ein paar Wochen mit ihren zwei kleinen Söhnen und ihrer jugendlichen Tochter Ilse halb verhungert angekommen. Man hatte sie in der Dachwohnung untergebracht. Neben ihnen saß der breite Bäcker Schlotzke, der mit seiner noch breiteren Frau bei dem Fräulein Köhler im zweiten Stock eingezogen war. Sie hatten ihr Geschäft gegenüber, bekamen aber schon seit Wochen keine Lieferung mehr. Fräulein Köhler war eine alte Jungfer mit Hakennase und dün-

nem Dutt. Man nannte sie nur *alte Jungfer*, weil sie Wert auf die Anrede *Fräulein* legte, dabei war sie fast vierzig. Sie war Lehrerin an der Nordschule in der Potsdamer Straße. Lebte sittsam, bescheiden und rein.

Bei Karla und ihrer Schwiegermutter Sieglinde waren heute das Ehepaar Höldner mit deren Schwiegertochter von der ebenfalls ausgebombten Wäscherei eingezogen. Karla hatte sie noch gar nicht kennengelernt. Und da Karla mit Sieglinde die größte Wohnung in dem Haus besaß, hatten sie auch Herrn Frantz aufnehmen müssen, ein Jungeselle in den Dreißigern mit schütterem Haar und Brille, Beamter bei den Kommunalen Heil- und Pflegeanstalten. Ständig trug er an seiner Kleidung das Abzeichen des Reichsbundes der Deutschen Beamten. Er war ausgemustert worden wegen einer Herzerkrankung, wie er sagte.

Und dann war da noch »Die Hetzel von unten«. Frau Hetzel war schon vor dem Krieg Witwe geworden und war die Seele des Hauses. Sie hatte die Parterrewohnung, aus der sie nie mehr gehen wollte, wie sie immer betonte. Für Karla und ihre Schwiegermutter war sie nur »Die Hetzel von unten«, denn Frau Hetzels Schwester lebte bis vor ein paar Wochen im Dachgeschoss, aber sie hatte es für besser gehalten, Berlin zu verlassen, bevor die Russen einmarschierten, und war zu ihrer Verwandtschaft ins Erzgebirge geflohen. Auf die entsetzte Frage, wie sie denn dann ausgerechnet in den Osten gehen könne, wo doch da der Russe herkam, hatte sie gelassen geantwortet: »Auf dem Land tut man uns doch nüscht. Da spaziert der Russe doch nur durch. Der Iwan will Berlin, nicht das Erzgebirge.« Sie alle waren zu einer Schicksalsgemeinschaft zusammengekröchen. Wie die Fledermäuse klebten sie stumm aneinander.

Jeder barg die stille Hoffnung in sich, auch dieses Mal verschont zu werden. Karla dachte unentwegt an Peter und begann leise zu beten. Selten hatte sie den Namen Gottes öfter gehört als heute. Still begann sie, in ihrer Angst vor sich hin zu singen. »*Ich hab so Sehnsucht, ich träum so oft, einst wird das Glück mir nah sein ...*«

Herr Frantz schüttelte verständnislos den Kopf. »Jetzt singen – als hätten wir sonst keine Sorgen.«

»Dann auch noch ein Lied von einem Juden. Muss das sein?« Sieglinde stupste Karla in grimmiger Ermahnung an.

Diese verstummte.

Aus der Ecke der Höldners sang eine Frauenstimme weiter. Lieblich und sanft, als gäbe es keinen Krieg. *Tage und Nächte, wart ich darauf, ich geb die Hoffnung niemals auf.* Ein paar weitere Stimmen setzten ein, und bald sang der halbe Keller: *Irgendwo auf der Welt gibt's ein kleines bisschen Glück, und ich denk daran in jedem Augenblick ...*

Das Lied hatte die Gemüter beruhigt. Die Flüchtlingswitwe Grigoleit sumnte leise weiter und wiegte dabei ihren jüngsten Sohn. Dasselbe müsste Karla jetzt mit Peter tun. Ihr zerriss es das Herz.

Als nach vielen Stunden des Ausharrens die Raketen der Stalinorgeln nicht mehr heulten, es ringsum wieder ruhiger wurde, die Häuserwände nicht mehr wankten und die Erschütterungen nachließen, kehrte auch das Gespräch zurück. Noch bis zu Beginn des Krieges hieß es euphorisch aus aller Munde: »Das haben wir alles dem Führer zu verdanken.« Nun sank die Begeisterung in die Tiefen der Angst. »Hoffentlich marschieren die Amis vor den Russen ein« ... »Hitler und Göbbels sollen ja jetzt auch in Berlin sein« ... »Na, Gott sei Dank, dann geht es wieder auf-

wärts« ... »Aber Hitler und Göbbels hat doch keener mehr jesehen, jeschweige denn jehört ...«

Man konnte sich nur noch über Hörensagen informieren, denn Radiosender gab es nicht mehr, keine Elektrizität und kein fließend Wasser. Gas war schon lange abgeschaltet. Wer Glück hatte, wie Karla, hatte noch ein Dach über dem Kopf. Vielleicht fehlte eine Außenwand, vielleicht waren ein paar Fenster eingeschlagen, aber das Haus stand noch. Bis heute war Karla von der ruhmreichen Idee der Nationalsozialisten überzeugt gewesen. Hatte sich blenden lassen, blind geglaubt, kritiklos gefügt, war der Einstellung der eingeheirateten Familie artig gefolgt. War nun alles vorbei?

Frau Hetzel hatte ihr – wie sie es so schön nannte – Hindenburglicht dabei. Ein kleines Kerzenflämmchen auf einem mit Talg gefüllten Marmeladendeckel. Der Keller war im letzten Jahr zum zweiten Wohnzimmer geworden. Wer konnte, hatte sich eine Matratze mitgebracht, modrig muffelnd klamme Decken lagen darauf. Manche hatten einen Hocker dabei, die meisten wenigstens ein dickes Kissen. Ein paar Essensvorräte lagerten auch immer im Keller. Sie gingen sparsam damit um.

Karla wollte nach draußen, doch wieder wurde sie von Herrn Frantz am Arm zurückgehalten. »Wir warten erst das Entwarnungssignal ab. Vorher geht hier niemand. Es ist viel zu gefährlich!«

»Ich lasse mir nicht verbieten, nach meinem Kind zu suchen!«, fuhr sie ihn an, riss sich von ihm los, und im selben Moment heulten die Stalinorgeln erneut auf, es schütete Bomben auf Berlin, und Karla wusste nicht mehr, was sie tun sollte. Weinend sank sie in die Hocke und zitterte

am ganzen Leib. »Oh mein Gott«, schluchzte sie wieder und wieder. Sieglinde legte ihren Arm um Karlas Schulter. »Er wird sich irgendwo versteckt haben. Vielleicht hat ihn jemand von der Nachbarschaft schon längst in Sicherheit gebracht.«

Da keine Entwarnung kam, es immer wieder einschlug und die Flak unentwegt in den Flugzeughimmel hineindonnerte, blieb die Schicksalsgemeinschaft noch die ganze Nacht im Keller. Als Karla am nächsten Morgen in die Wohnung zurückging, waren zwei Fenster zerborsten, und der Wind fegte durch die Küche. Scherben lagen überall verstreut.

Gleich am nächsten Tag suchte Karla in der Stadt mit dem brandmodrigen Geruch nach Peter. In der Nachbarschaft fragte sie zuerst: »Haben Sie vielleicht dieses Kind gesehen?« Jedem Passanten zeigte sie ein Bild von Peter, wurde aber nur kopfschüttelnd stehen gelassen oder als schlechte Mutter beschimpft.

»Wat denn, hamse nich uffjepasst? Wat sind Sie denn für 'ne Mutter? Lassen Ihr Kind alleene!«, motzte einer der neuen Nachbarn mit einer dicken Zigarre im Mund sie an.

Viele verwiesen sie auch an das Rote Kreuz. Berlin war nach dem letzten Bombenangriff zu einer einzigen Wüste geworden, in der Menschen ziellos wie Käfer im Sand umherkrabbelten: ausgebrannte Straßenbahnen, verkohltes, herabgestürztes Dachgebälk, das im Häuserschutt steckte, Granatenlöcher im Straßenpflaster, Flüchtlinge, die Obdach suchten, verstört und ausgehungert. Sie hatten das eisige Haff, Tiefflieger, Kälte und Vergewaltigungen überlebt, hatten verendete Pferde und unbestattete Leichen

zurücklassen müssen und wurden in einer unwirtlichen und kaputten Fremde nicht willkommen geheißen. Sie brachten Erschöpfung, Krankheit, Flöhe und einen fremden Akzent mit. Keiner wollte sie haben.

Tote Tiere versperrten die wenigen Wege, und längs der Potsdamer Straße waren heftige Straßenkämpfe im Gange. Unauffällige Seitenstraßen gab es nicht mehr. Hier und da standen Pferde samt ihrem kräftigen Stallgeruch. In manchen Gärten gab es frische Gräber mit provisorischen Holzkreuzen, in die Namen eingeritzt waren. Karla lief an brandgeschwärzten Häuserfassaden mit leeren Fensterhöhlen vorbei, an Leichen mit offen stehenden Mündern und verkrustetem Blut. Leichen und Trümmerberge überall. Ganz Berlin stank nach Rauch und süßlichem Blumenwasser. Ein Geruch, den sie wohl nie mehr vergessen würde. Und nirgendwo war Peter.

## Kapitel II

*Zehlendorf, 24. April 1945*

Die Tage außerhalb des Kellers waren kurz und von mageren Informationen gefüllt, die Angst machten. »Der Russe hat Pankow eingenommen, Frohnau, Köpenick und Neukölln.« Ein Volkssturmjunge hatte diese Nachricht rennend durch die Straßen gerufen, und seitdem verbarrikadierte sich wieder jeder, der konnte, im Keller. In der Tat war die Unruhe von außen nach innen gedrungen. Die Schlacht um Berlin war zäh und gnadenlos. Man zahlte Deutschland den Krieg zurück. Kanonen flogen nicht mehr vom Himmel, sondern durch die Straßen und wummerten sich durch die feinsten Härchen des Trommelfells. Nun verstand Karla den Ausdruck »Kanonendonner«. Da dieses Mal Herr Frantz und nicht die Sirene veranlasst hatte, den Keller aufzusuchen, folgte man zwar, ließ sich aber mehr Zeit. »Wir haben bis jetzt überlebt, den Schluss schaffen wir auch noch, und dann können wir den Endsieg feiern«, spornte Sieglinde im Brustton der Überzeugung zum Durchhalten an.

»Und warum sollen wir jetzt wieder in den Keller?«, fragte die Flüchtlingswitwe, nachdem sie sich mit ihren Kindern auf die Matratze gequetscht hatte.

»Weil die Rote Armee schon Stadtteile erobert hat! Und nun überquert sie den Teltowkanal. Dann dauert es nicht mehr lange, und sie sind bei uns in Zehlendorf. Russische

Panzer sind schon in Friedrichshain und Köpenick. Wir müssen uns auf Nahkampf einstellen«, sagte der herzkrankte Beamte, dessen Abzeichen an der Schulter plötzlich fehlte.

»Nein, keine Russen, bitte, lieber Gott, keine Russen«, flüsterte Ilse im ostpreußischen Dialekt. »Wenn die mich noch mal anfassen, dann bringe ich mich um!«

»Det ham wa allet dem Führer zu verdanken«, entgegnete daraufhin Herr Schlotzke sarkastisch. Außer den Flüchtlingen hatte im Keller noch niemand die direkte Begegnung mit dem Feind gemacht.

»Lieber einen Russki auf dem Bauch als einen Ami auf dem Kopf«, witzelte Frau Hetzel. Das erhoffte Gelächter blieb aus.

»Es ist besser, wir hängen die weiße Fahne raus«, überlegte Herr Frantz.

»Die weiße Fahne?« Sieglinde ereiferte sich. »Niemals! Man darf nicht kapitulieren!«

»Es ist vorbei, Sieglinde«, versuchte Karla zu überzeugen. »Wenn wir nicht kapitulieren, werden wir erschossen. Ich will aber am Leben bleiben. Ich habe ein Kind!«

»Beten Sie zu Gott, dass er den Angriff überlebt hat«, mischte sich wieder Herr Frantz ein. »Hoffentlich ist er nicht den Russen in die Hände gefallen. Obwohl – sie sollen ja kinderlieb sein.«

Am liebsten hätte Karla ihm den Hals umgedreht. Plötzlich waren Schritte im Treppenhaus zu vernehmen. Augenblicklich war der Keller still. Die Schritte kamen näher und wurden lauter. Sie hörten dumpfes, russisches Geplapper. Ilse zog ihre Beine an, hielt sie fest umklammert, senkte den Kopf und begann leise zu weinen.



Schon wurde die Kellertür aufgestoßen. Vier Männer brachen ins Dunkel ein. Ihre Uniformen waren steif von Betonstaub, die Stiefel ausgetreten. Sie hatten breite, kurz geschorene Schädel, wirkten wohlgenährt und unbekümmert. Ein Schlitzäugiger war auch dabei. Mit einer Taschenlampe leuchteten sie in jedes Gesicht, steckten ihre Köpfe zusammen, tuschelten irgendetwas, grinsten dabei. Ein Fünfter kam hinterhergestolpert, er brachte den Schnapsgeruch einer ganzen Destillerie mit. In der Hand hielt er eine Pistole. Wieder blendete das Licht der Taschenlampen die Gesichter, vor allem die der jungen Frauen. Das Licht blieb in Karlas Gesicht stehen.

»Frau, komm!«, sagte der mit der Lampe. Karlas Herz schlug bis zum Hals. Verwirrt blickte sie ihn an. Was sollte das bedeuten? Wurde sie erschossen?

»Dawei, dawei!«, sagte er jetzt ungeduldiger und zeigte mit seinem Kopf zur Tür. Dann kam der Betrunkene, fackelte nicht lang, packte Karla am Arm und wollte sie aus dem Keller schleppen, doch Karla wehrte sich. Er spuckte neben ihr ein braunes, zerkautes Gebrösel aus. »Frau, komm!«

»Nein!«, weigerte sie sich erneut. Da verlor der Betrunkene die Geduld und schoss mit der Pistole an die Decke. Ein Aufschrei im Keller, und eine Ladung Putz flog sogleich herab, der den Keller in Staub hüllte. Alle husteten und hielten sich die Arme über den Kopf.

»Frau, komm!«, forderte er mit einem schadenfrohen Grinsen.

»Nun gehen Sie schon mit, Menschenskind!«, hütelte Herr Frantz. »Sie bringen uns ja noch alle in Gefahr!«

Karla stand auf. Wie in Trance folgte sie dem Russen und

warf beim Hinausgehen noch mal einen Blick in den Keller. Alle starrten auf den Boden, außer der Schwiegertochter der Höldners. Sie schien die Einzige zu sein, die Mitleid hatte. Sogleich fiel der Schein der Taschenlampe auf ihr Gesicht. Frau Schlotzke packten sich gleich zwei von ihnen. Sie schrie, ihr Mann wollte dazwischen, doch eine Gewehrmündung drückte gegen seine Brust. Die anderen Russen fingen an, alle Hausbewohner nach Armbanduhren abzusuchen.

Der Betrunkene zog Karla in das Treppenhaus. »Wo du wohnen?«

»Im ersten Stock«, stammelte sie.

Er stieß sie vor sich her. »Dawei!« Seine Pistole drückte in ihr Rückgrat.

Mit zittrigen Händen holte Karla den Schlüssel ihrer Wohnung hervor. Berlin steht in Flammen, dachte sie, die Häuser stürzen ringsherum ein, die Welt geht unter, Russen besetzen die Stadt, und ich sperre meine Wohnungstür ab. Deutsche Sorgfalt – was für ein Irrsinn!

Kaum waren sie in der Wohnung, fragte der Russe wieder: »Wo Bett?«

»Hier«, ging sie voran und führte ihn widerwillig in ihr Schlafzimmer. Mit einem kräftigen Schubs stieß er sie auf das Bett, schnallte sich den Gürtel ab, schmiss den Gewehrkolben in das Zimmer, seine Soldatenmütze hinterher, zog sich den Hosenbund herunter und zerriss Karlas Kleidung bis auf die Unterwäsche. Wieder wehrte sie sich, strampelte mit Armen und Beinen, schrie unentwegt, doch er drückte sie mit seinen Fäusten und Knien auf die Matratze. Seine Hände waren groß wie Bärenpranken. Mit seiner rechten Hand hielt er ihr Gesicht fest, mit so viel Kraft, dass er ihr

mühe los hätte den Kiefer brechen können. Siegestrunken grinste er auf sie herab. Im Angesicht des Feindes. Nun war es so weit, die Front war nicht mehr irgendwo, sondern in ihrem Bett. Seine Schnapszunge schleckte ihr Gesicht ab. Ekel und Hass wuchsen in der Geschwindigkeit eines Wimpernschlags in ihr heran. Gewaltsam drang er in sie ein und stieß sie wund. Der Schmerz nahm ihr die Luft.

Als er fertig war, zog er sich wieder an, nahm seine Pistole und ging. Erstarrt blieb Karla liegen und versuchte zu begreifen, was gerade mit ihr passiert war. Da hörte sie Stimmen aus der Küche. Es waren mehrere Russen und eine Frau. Die Frau schrie um Gnade.

Schon flog die Tür zu Karlas Zimmer auf, und ein anderer stand vor ihrem Bett. Es war der, der zuerst in ihr Gesicht geleuchtet hatte. Noch völlig benommen und im Schock war Karla unfähig, sich zu wehren. Auch dieser schmiss den Gewehrkolben herunter, kniete sich zu ihr aufs Bett, drückte ihren Widerstand mit beiden Händen nieder und verging sich an ihr. Er lag nicht so schwer schnaufend auf ihr wie der Betrunkene, aber was spielte das jetzt noch für eine Rolle? Er stank nach altem Schweiß und hatte schlechte Zähne. Bevor er wortlos ging, zeigte er auf ihre Armbanduhr und befahl ihr, sie ihm zu geben, was sie sofort tat. Hauptsache nicht der Ehering, dachte sie.

Noch immer waren Stimmen der Peiniger zu hören. Sie wagte nicht nachzusehen und wartete noch eine Weile in ihrem Zimmer.

Als sie die Tür ein paarmal zuschlugen und die Russen schnatternd hinausgehen hörte, suchte sie nach ihrem Unterhemd. Es war eingerissen, ihr Höschen komplett zerfetzt. Dann versteckte sie ihren Ehering in der untersten

Schrankschublade, die klemmte und nur mit viel Kraft aufzuschieben war. Zitternd betrat sie die Küche, steuerte auf die Schüssel mit dem letzten Wasser zu und fing wie von Sinnen an, ihren geschändeten Körper mit Seife zu schrubben. Draußen hörte sie entfernten Kanonendonner.

Auf dem Tisch lag eine junge Frau. Karla hatte sie in ihrer Erregung nicht bemerkt. Ihr Strumpfhalter hing auf die Knöchel herab, ihre aufgerissene Bluse legte ihre Brüste frei. Es war die junge Schwiegertochter aus der Wäscherei. Ihr hübsches Gesicht war schmerzverzerrt, die blonden Haare zerzaust. In ihren dunklen Augen stand der Schock, als sie mechanisch sagte: »Lassen Sie noch etwas Wasser für mich übrig.« An ihren Schenkeln klebten die Hinterlassenschaften der russischen Vergewaltiger. Auf dem Büfett lag eine Schachtel Zigaretten, und Karla holte sich eine Zigarette davon heraus und zündete sie sich an. Sie musste jetzt etwas Banales tun, sonst würde sie verrückt. Der Küchentisch war groß genug, sodass sie sich zu der jungen Frau legte. Sie brauchte jetzt echte Nähe. Noch immer zitterten ihre Hände, als sie an der Zigarette zog, dann reichte sie diese der jungen Frau, die auch einen tiefen Zug nahm.

»Ich hatte eine wunderbare Kindheit«, begann Karla zaghaft und sprach in langen Pausen, »wurde stets behütet und umsorgt, dass es mir an nichts fehle, dass ich gesund heranwachse. Ich bekam Klavierunterricht und durfte Stenotypistin werden, obwohl wir Landwirtschaft hatten. Mein Vater war stolz, dass ich bei den vornehmen Damen und Herren im Kontor arbeitete. Und wofür das alles? Für diesen Dreck! Scheiß Endsieg!«

»Ja. Scheiß Endsieg!«

Nach drei schweigsamen Zügen gab Karla die Zigarette wieder weiter. »Ich bin übrigens Karla, und du?«

»Heute Morgen war ich noch Gisela. Wer ich jetzt bin, weiß ich nicht.«

Nachdem die Russen gegangen waren, fehlten nicht nur alle Armbanduhren der Hausbewohner, sondern auch die Fahrräder von Frau Hetzel und Sieglinde.

Seit dem Einmarsch der Russen war der Kanonendonner abgeebbt. Fliegeralarm erklang keiner mehr, und es wurde nur noch von Kapitulation gesprochen. Tag für Tag ging Karla nach Peter suchen. Übernahm die Aufgabe des Wasserholens an der Pumpe und fragte jeden nach ihrem Kind. Karla war hungrig und erschöpft, hatte überall gesucht, war die ganze Kronprinzenallee entlanggegangen bis zum Roseneck, weiter in die Teplitzer Straße zur Hubertusallee. An der Halenseestraße hatte man am Laternenpfahl einen Mann aufgehängt, dem ein Pappschild mit der Aufschrift *Feigheit vor dem Feind* um den Hals hing. Seine Beine baumelten nur einen Meter über dem Boden. Kleine Jungs hatten mit ihnen gespielt. Sie hätten eine Ohrfeige verdient. Dennoch hatte Karla auch sie angesprochen und ihnen Peters Bild unter die Nasen gehalten.

»Warum solln wir den kennen? Is doch noch viel zu kleene für uns.«

Das hatte sie verletzt. »Schert euch weg von diesem Mann!« Einen von ihnen hatte sie an der Schulter umgedreht, ihm einen Klaps auf den Hinterkopf verpasst und mit einem »Na los!« davongejagt.

Sie war heute sogar bis zum Brandenburger Tor gelaufen. Ein ausgebranntes Lkw-Wrack, von dem nur noch die

Fahrerkabine übrig war, steckte im Boden vor dem einstigen Wahrzeichen Berlins, der Stadt, die einmal *Welthauptstadt Germania* heißen sollte. Beinahe stürzte sie, und als sie erkannte, dass es ein Pferdekopf der Quadriga war, über den sie gestolpert war, setzte sie sich inmitten der Trümmer auf einen der Steine. Sie sah sich um und wollte nicht wahrhaben, was passiert war. Der Anblick der Zerstörung machte sie fassungslos. Berlin lag am Boden und konnte nun von allen mit Füßen getreten werden. Einen kurzen Moment hielt sie inne, doch sie durfte jetzt nicht sentimental werden. Sie musste Peter finden.

Mit der Roten Armee war auch die Stalinverehrung nach Berlin gekommen. Meterhohe Bilder des überlegen lächelnden Diktators, mit üppigen Ornamenten dekoriert, stolz umrahmt wie die Mona Lisa, verunstalteten den Pariser Platz. Die russische Fahne wehte bereits auf dem zerstörten Reichstag, dessen Dach verkohlt und eingestürzt war. Straßennamen standen noch mal in kyrillischen Buchstaben auf schlampig gezimmerten Schildern darüber. An manchen Mauern war in weißer Farbe zu lesen: *Berlin bleibt deutsch*. Doch der Feind hatte *Alles Deutsche kaputt* darübergeschrieben. Bis nach Hause waren es noch mal fast fünfzehn Kilometer. Sie lief einen anderen Weg zurück. Peter blieb wie vom Erdboden verschwunden. Nachts betete sie zu Gott, dass er lebte – und wenn er irgendwo sei – ganz egal, sie wünschte ihm das Leben und nicht den Tod durch eine Granate oder eine grausame Verschüttung. Wie hatte sie nur auf Herrn Frantz hören können!

## Kapitel III

In den darauffolgenden zwei Wochen kamen die Russen fast jeden Tag in das Haus von Karlas Schicksalsgemeinschaft, unter dem offiziellen Vorwand »Hausdurchsuchung«. Meistens waren sie zu dritt oder zu viert, manchmal war ein Offizier dabei, dann gab es Essen und Schnaps. Wenn sie Hitlers Untergang feierten, sprachen sie von *Gitler kaputt*. Das Ritual war immer dasselbe: Ein Kanten Brot mit Speck, dann wurde das Wodkaglas gehoben, »Gitler kaputt – Vivat Stalin« gerufen, hintergekippt und das leere Glas gegen die Wand geworfen. Ihre mongolischen Kameraden saßen dabei im Eck, durften nicht mitsingen und wurden stattdessen kommandiert: »Rabotats! Dawei-dawei! ...« Dann saßen die Anführer in froher Runde, zogen ihre geklauten Uhren auf und verglichen sie miteinander, stimmten Kalinka an und ließen sich dabei von Karla auf dem Klavier begleiten. Sie spuckten auf die Böden, wischten mit ihren Ärmeln Essensreste vom Tisch, schmatzten und sofften, koteten und pinkelten, wann und wohin sie wollten. Frau Hetzel nannte sie nur »die Wilden«. In der Tat schien es, dass abendländische Kultur oder Galanterie dieses Land nie gestreift hatten. Manche waren ganz jung und schüchtern und kamen als Eskorte mit. Wenn sich dann die Betrunkenen die Frauen nahmen, wie sie wollten, blieben

diese Jungen beschämt im anderen Zimmer und warteten, bis es vorbei war. Wehrten sich die Frauen, wurde gedroht, sie zu erschießen. Wenn sich zwischen Karlas Beinen wieder und wieder einer der Soldaten drängte und ihren Schoß beschmutzte, wenn der Schmerz am schlimmsten war, biss sie alle Zähne zusammen und wartete auf das Ende. Auf das Ende des Leidens, des Hungerns, der täglichen Mühsal und der Russenplage. In den bittersten Stunden unter einem der Schinder stellte sie sich oft vor, dass Arthur plötzlich kommen und sie heldenhaft retten würde.

Auch Gisela wurde regelmäßig vergewaltigt und Ilse aus Ostpreußen manchmal, wenn sie sich nicht schnell genug versteckt hatte. Sieglinde hatte es einmal erwischt, und Fräulein Köhler war nun definitiv auch kein Fräulein mehr. Am schlimmsten allerdings hatte es die Bäckersfrau Schlotzke getroffen, sodass ihr Mann sogar kurzzeitig um ihr Leben bangte. Einmal hatte er an Karlas Wohnungstür gehämmert und verzweifelt nach Vaseline gefragt. Im ganzen Haus hatte nur Frau Hetzel seiner Frau damit zu Hilfe kommen können. Die großen Brüste der Frau Schlotzke und ihre wohlgenährten Hüften lockten die Russen an wie Honig die Bären. Dicke Frauen standen bei ihnen für Weiblichkeit, Fruchtbarkeit und Reichtum. Nur Frau Hetzel wurde verschont. Mit ihren 68 Jahren war sie den Wilden eindeutig zu alt. Es ließ sich nicht herausfinden, ob die Russen eine Taktik hatten, nach Geschmack auswählten oder sich einfach nur alles schnappten, was ihnen über den Weg lief, sobald sie betrunken waren. Aber eines stand fest: Sie hatten Berlin zu einem großen Freudenhaus gemacht.

Es war Anfang Mai, da stieß wieder ein betrunkenener Russe die Tür zu Karlas Küche auf, in der sie mit Gisela



die letzten Zigaretten aus der Schachtel rauchte. Zufällig waren die beiden gerade allein. Herr Frantz war zum Wasserholen weggegangen, und die anderen Frauen waren schon den ganzen Tag bei Frau Hetzel gewesen.

Erschrocken starrten Karla und Gisela den Eindringling an. Es war der bullige Schnapssäufer mit den Bärenpranken. Wieder hatte er eine Pistole dabei. Gisela interessierte ihn nicht, er wollte Karla. Torkelnd stellte er eine Flasche Wodka auf den Tisch, dazu altbackenes Brot und ein paar eingewickelte Salzheringe. Sie bezahlten, bevor sie sich bedienten.

»Frau, komm! Liebe machen!«, befahl er. Karla weigerte sich. Vor ihm ekelte ihr am meisten.

»Heute nicht«, versuchte sie es lächelnd. »Müde«, deutete sie mit einem Gähnen an. Manchmal ließen sich die Russen vertrösten. Und das *Müde* war noch nicht mal gelogen. Das Harren und Bangen in den stundenlangen Kellernächten, die unzähligen Märsche durch Berlin auf der Suche nach Peter, die tägliche Angst vor neuen Russen – Karla fühlte sich ausgebrannt.

»Chast du Mann?«

»Ja. Ich bin verheiratet.«

»Wo ist Mann?«

»Ostfront. Russland.«

»Mann in Russland? Mann kommt nicht mehr tsuruck. Ist kaputt in Russland. Ausziehen! Dawei-dawei!«, stupste er sie an und bedeutete ihr, ins Schlafzimmer zu gehen. »Liebe machen. Jetzt ich dein Mann.«

Stumm folgte Karla, und Gisela sollte in der Küche zurückbleiben. Einer, der sonst auf die Frauen aufpassen musste, die nicht ausgewählt wurden, war heute nicht

dabei. Dieses Mal nahm der Russe Arthurs Foto auf Karlas Nachttisch wahr. Es war das letzte Bild, das Arthur kurz vor seinem Einzug hatte machen lassen. Es zeigte ihn als Leutnant in seiner Uniform. Adrett und stolz.

»Das ist Mann?«

»Ja, das ist mein Mann.«

»Gitler kaputt. Mann kaputt.«

Da zog der Russe die Pistole und schoss das Bild in tausend Teile. Putz bröckelte, ein Loch klaffte nun in der Wand zu Sieglindes Schlafzimmer. Gisela schrie in der Küche auf.

»Satknis!«, schrie der Russe zurück. Da Gisela nicht wusste, was das bedeutete, kam sie, um nachzusehen. Doch er bedrohte sie gleich mit seiner Pistole. »Chau ab!« Gisela schloss die Tür hinter sich und betete für Karla.

Der Russe zog den Rest des Fotos aus den Scherben, nahm sein Feuerzeug und zündete es an. Karla sah sprachlos dabei zu.

»Jetzt ich dein Mann!«

Seinen Gewehrkolben schmiss er wieder auf den Boden, die Soldatenmütze warf er auf den Nachttisch. Bis auf ein Unterhemd, auf dem sich kreisrunde Schweißflecken abzeichneten, zog er sich aus. Wieder zerriss er ihr die geflickte Wäsche, wälzte sich zwischen ihren Beinen und robbte auf ihrem Körper auf und ab. Seine Art, Liebe zu machen, hatte Ähnlichkeit mit einem Walross, und er war mindestens genauso schwer. Wieder roch er nach sehr viel Schnaps, wieder biss Karla die Zähne zusammen. Nach einer Weile begann er, fürchterlich zu schwitzen. Seine Schweißperlen tropften auf ihr Gesicht. Angeekelt drehte sie ihren Kopf weg, doch dieses Mal hielt er ihn nicht fest.

Stattdessen wurde er immer blasser und begann plötzlich, extrem schwer zu atmen. Er fasste sich mit der Hand an seine Brust und stöhnte auf, dann fiel sein Kopf auf Karlas Körper, dumpf wie ein schwerer Stein, und seine walrossartigen Bewegungen ließen schlagartig nach. Karla hörte ihn nicht mehr schnaufen. Ihr selbst blieb die Luft weg. Erstarrt lag sie da und wusste nicht, was sie tun sollte. Hatte er etwa einen Infarkt?

»Hallo?« Der Leblose fühlte sich doppelt so schwer an wie vorher. Bevor sie zu ersticken drohte, quälte Karla sich unter ihm hervor, zog ihre zerrissene Kleidung wieder an und stierte fassungslos auf den bewegungslosen Körper. Dann entdeckte sie, dass er auf ihr Bett gekotet hatte. Wie war das möglich? Zitternd hielt sie ihre Finger an seine Hauptschlagader, aber ihr eigener Puls schlug so laut in ihr, dass sie nichts mehr zuordnen konnte. In der Küche war immer noch Gisela. Gott sei Dank, sie war allein.

Blass flüsterte Karla: »Ich brauche deine Hilfe.«

»Was ist denn passiert?«

»Der Russe.« Karla zitterte. »Ich glaube, der ist tot.«

Entsetzt schlug Gisela die Hand vor den Mund. »Um Gottes willen. Hast du ihn etwa umgebracht?«

»Nein, natürlich nicht. Er hat sich plötzlich an die Brust gefasst und ist auf mir zusammengesackt.« Karla fing zu weinen an. Ihr Nervenkostüm war so verschlissen wie ihre Wäsche. »Ich glaube, der hat einen Herzinfarkt oder so was bekommen.«

Gisela folgte ihr ins Schlafzimmer. Da lag die Schnapsleiche und war mausetot. Behutsam betastete auch Gisela seinen Puls. »Weiß Gott, der ist tot. Himmel, was machen wir denn jetzt?«

»Wir müssen ihn von hier fortbekommen, ehe irgendjemand was merkt.«

»Und wohin? Wie sollen wir das denn schaffen, der wiegt doch mindestens zwei Zentner!«

Karla überlegte. »Wir leihen uns den Handwagen der Flüchtlinge, der steht im Treppenhaus. Im Gartenschuppen ist ein Spaten, den nehmen wir mit, und dann müssen wir ihn so unauffällig wie möglich in irgendeinem Garten verscharren. Sieglinde hat von Ernst noch Sachen im Schrank, der war groß und breitschultrig. Wir ziehen ihm eine Jacke an und binden etwas um ... den Rest. Auf uns darf kein Verdacht gelenkt werden.«

»Und was machen wir dann mit der Uniform?«

»Irgendwo verbrennen.«

»Und die Pistole?«

»Die schmeißen wir in die Krumme Lanke.«

»Aber wie wollen wir denn unbeobachtet an all den Soldaten vorbeikommen? Die werden doch sofort misstrauisch.«

Es gefiel Karla, dass Gisela nicht einen Moment zögerte, ihr bei diesem waghalsigen Unterfangen zu helfen.

»Dann müssen wir ihn eben in einen Kartoffelsack stopfen und einen anderen Kartoffelsack drüberlegen. Das muss als Alibi reichen. Ich habe noch ein paar kleine Säcke von der Plünderung von Karstadt. Auf jeden Fall müssen wir uns beeilen, bevor Herr Frantz zurückkommt.«

Gisela wurde fahrig. »Oh mein Gott. Wenn wir auffliegen, dann hängen die uns auf!«

»Die Mühe machen die sich nicht. Wenn, dann erschießen die uns an Ort und Stelle. Was haben wir denn für eine Wahl? Mir glaubt doch kein Mensch, dass der auf mir ...

also während ... dass der einfach gestorben ist.« Karla wusste, was sie von Gisela verlangte. »Hilfst du mir?«

Gisela zuckte die Achseln. »Mitgefangen, mitgehangen.«

Eine halbe Stunde später war es so weit. Die anderen waren noch immer bei Frau Hetzel und ließen sich von Sieglinde über den Glauben an den Endsieg belehren. Neuerdings war auch Fräulein Köhler Teil dieser geselligen Runde, wenngleich sie an keinen Endsieg mehr glaubte. Doch die gemeinsamen traumatischen Erlebnisse verbanden, und Frau Hetzels Gesellschaft bot einen kleinen Schutz. Karla und Gisela zogen den steif werdenden Russen, den sie schon umgezogen und in den Sack gerollt hatten, die Treppe herunter. Mühsam hoben sie ihn an, und manchmal machte es auf einer Treppenstufe *Plomp*, wenn die Kraft nachließ. Sein Gewicht zog die Arme der beiden in die Tiefe. Die Angst, an Ort und Stelle aufzufallen, war größer als die davor, ihn durch die Stadt zu karren. Im Treppenhaus hatte sie zum Glück niemand bemerkt.

Als sie ihn endlich auf dem Wagen hatten und einen Kartoffelsack darüberlegten, waren sie bereits am Ende ihrer Kräfte. Doch das Abenteuer fing erst an. Zuerst mussten sie an die Krumme Lanke. Ihr Weg führte sie vorbei an russischen Soldaten, die auf geklauten Fahrrädern das Radfahren übten und ihren Spaß dabei hatten. Überall lungerte der Iwan, in Gruppen und vereinzelt, kriegsmüde und heimwehgeplagt. An manchen Straßenrändern erklangen traurige, sehnsuchtsvolle Weisen auf dem Akkordeon, und Frauen in Uniform und klobigen Filzstiefeln verteilten Tee aus dem Samowar an ihre Kameraden. Karla und Gisela wurden von Blicken verfolgt, wie sie mit ihrem Leiterwagen vorbeigingen. Manche piffen ihnen hinter-

her, manche kniffen sie in den Hintern, manche riefen laut über die Straße: »Wo ist Mann?« Offensichtlich weckten sie tatsächlich keinen Verdacht, denn sie hätten gut und gerne Flüchtlingsfrauen sein können. Doch dann hielt ein junger Offizier mit Maschinengewehr vor der Brust sie auf. »Was ist das?«, fragte er in erstaunlich gutem Deutsch und zeigte zum Handwagen.

»Kartoffeln«, entgegnete Karla und versuchte, freundlich zu klingen. Ungläubig sah der Offizier sie an. Dann fiel sein Blick auf den Spaten, der unterhalb herausragte. Mit dem Maschinengewehr zeigte er auf Karla. »Aufmachen!«

Sie schnürte den Sack auf und nahm zwei Kartoffeln heraus. »Kartoffeln«, wiederholte sie freundlich und fügte in langsamer, klarer Aussprache hinzu: »Wir bringen die Kartoffeln in unser Haus. Viele Menschen.«

Er verzog keine Miene und schien zu überlegen, ob er den Frauen glauben sollte. Wenn er jetzt verlangte, dass sie auch den zweiten Sack öffneten, dann war der letzte Rest Lebenshoffnung dahin. Auch Gisela lächelte jetzt. Der Offizier starrte die beiden Frauen lange an. Dann nahm er sein Maschinengewehr auf den Rücken und nickte wieder: »In Ordnung. Weiter!«

»Danke«, bedankte sich Karla. »Do swedanja«, sagte sie noch, denn das russische »Auf Wiedersehen« hatte sie schnell gelernt. Als sie am Friedhof Onkel-Tom-Straße vorbeikamen, blieb Gisela stehen.

»Und warum vergraben wir ihn nicht gleich hier?«

»Hier?«, fragte Karla verwundert, als wäre es ungewöhnlich, jemanden auf dem Friedhof zu begraben.

»Warum erst einen Garten suchen? Hier gibt's genügend Tote. Fällt doch nicht auf.«

»Aber es fällt auf, wenn plötzlich ein Grab existiert, für das es keine Beerdigung gab.«

»Dann schmeißen wir ihn einfach in ein bestehendes Grab hinein. Die Menschen haben jetzt weiß Gott andere Probleme.«

»Das ist Grabschändung!«

»Ach was! Das ist Krieg. Oder hast du eine bessere Idee?«

Hatte sie nicht. Und Zeit, sich eine bessere zu überlegen, hatte sie erst recht nicht. Giselas Vorschlag sprach zumindest dafür, den schweren Russen nicht durch ganz Zehlendorf zu schleppen. »Und wenn uns jemand bemerkt?«

»Eine schaufelt, eine steht Schmiere. Wir wechseln uns ab.«

Karla war noch immer unsicher. »Aber er ist doch kein Zehlendorfer.«

»Glaubst du etwa, den Friedhof interessiert das?« Unbeeinträchtigt ging Gisela voran, um ein passendes Grab zu finden. An einer schwer einsehbaren Stelle unter einem Baum begannen sie schließlich bei dem Grab von *Alwin Renkow*, gest. 13.8.1934, die Bodenbegrünung auszuheben, beiseitezulegen und einen knappen Meter tief zu schaufeln. Als sie auf etwas Hartes stießen, hörten sie auf. Keine wollte genauer hinsehen. Das musste reichen. Der Schweiß tropfte von ihren Gesichtern. Karla nahm die Uniform, die sie mit im Sack versteckt hatte, heraus, und sie rollten den Toten vom Wagen herunter. Mit einem schweren Plumps fiel er in die Grube. Karla steckte die Uniform in den Sack. Bevor sie ihn zuschaukelte, hielt sie noch mal inne. »Der ist wirklich tot, oder?«

»Mausetot.«

»Tun wir das Richtige?«

»Ich denke schon. Wollen wir was singen?«

»Für den? Auf gar keinen Fall! Singen soll Spaß machen.«

»Hast auch wieder recht.«

Karla machte ihrem Ekel mit einem letzten tiefen Seufzer Luft und schippte ihm die erste Ladung Erde auf den Leib. »Auf Nimmerwiedersehen, du Mistkerl!«

Gisela sah ihr zu. »Ist schon komisch, oder? Egal, was man im Leben ist – am Ende gibt es für jeden ja doch nur eine Schaufel Dreck ins Gesicht.«

Von einem Birnbaum schneite es Blütenblätter, die auf dem Leichnam landeten. Die Natur schenkte der verstorbenen Seele noch einen letzten Gruß, bevor der Leib gänzlich unter der Erde verschwand. Sorgfältig pflanzten sie die Bodenbegrünung wieder ein und verteilten die übrige Erde in den Büschen.

»Hoffen wir nur, dass ihn kein Tier ausbuddelt, sonst sind wir dran«, gab Karla zu bedenken.

»Berlin hat keine Tiere mehr. Und selbst wenn, dann wird wenigstens das Tier satt.«

Es begann schon zu dämmern, als sie ihre Schuhe von der Friedhofserde befreiten, um weiter zur Krummen Lanke zu gehen. Nachdem sie sich ängstlich umgeschaut hatten, um auch ja nicht beobachtet zu werden, watete Karla mit angehobenem Rock in das kalte Nass bis zu den Schenkeln, holte weit aus und warf die Pistole in den See. Hoffentlich erreicht sie den Grund, dachte sie, und verfängt sich nicht in einer der Schlingpflanzen, und hoffentlich wird sie nie gefunden. Und wenn ja, dann könnte sie ja zu dem abgestürzten Flugzeug gehören, das im See dümpeln soll.

Auf dem Rückweg kamen sie an heimatlosen Menschen



vorbei, die stumm in einer Runde vor einem kleinen Feuer saßen. Karla blieb stehen und sah Gisela kurz an, die ihr zunickte. Karla nahm den Sack mit der Uniform und warf ihn in das Feuer. Einer der Männer schien sofort zu begreifen. Seine Augen erzählten von zu viel Elend in seiner Seele, sein Geist war zu müde, um Fragen zu stellen. Still akzeptierte er den neuen Brennstoff. Als sie endlich kurz vor Mitternacht zu Hause ankamen, abgekämpft und ausgelaugt, warf sich Karla Gisela an den Hals.

»Das werde ich dir nie vergessen. Nie!«

## Kapitel IV

Plötzlicher Lärm erfüllte das Haus. Auf den Treppen polterten russische Stiefel. An jede Tür wurde gedonnert, bevor sie aufgestoßen wurde. Karla und ihre neuen Mitbewohner wurden von zwei Russen mit Maschinengewehren am Arm ins Treppenhaus gezerrt. »Mitkommen! Dawei!«, lautete der Befehl. Im Souterrain mussten sich alle Bewohner des Hauses einfinden. Sie waren von Russen umzingelt, die ihre Waffen auf sie gerichtet hielten.

»Wo Dimitri?«, rief ein Offizier in die verängstigte Menge. Es war der Offizier, der Karla noch vor einer Woche Salzheringe mitgebracht hatte, mit ihr politisieren wollte, bevor er ihr Schlafzimmer betreten hatte. Dort hatte er lange auf Arthurs Bild gestarrt und es schließlich umgeklappt, bevor er ihr die Würde genommen hatte.

Keiner machte einen Mucks. »Wo Dimitri?«, forderte er erneut und stierte Karla wütend in die Augen. Sie tat unwissend.

»Dimitri zuletzt das Haus, dann nicht mehr gesehen. Wo Dimitri?«

Das Flüchtlingsmädchen Ilse fing zu weinen an. Der Offizier hielt ihr das Maschinengewehr an die Brust: »Du wissen, wo Dimitri?«

»Nein!«, schluchzte sie, und die Tränen strömten ihre

Wangen hinab. »Ich weiß gar nichts. Ich kenne keinen Dimitri«, wehrte sie mit schüttelndem Kopf ab. Der Offizier blickte in jedes einzelne Gesicht. Karlas Puls schien ihren Körper zu verlassen. Ihr wurde schwindlig. Gisela verzog keine Miene. Ungeheure Stille trat ein, während der Offizier jedes einzelne Gesicht inspizierte.

»Wenn keiner weiß, wo Dimitri, dann wir suchen.«

Herr Frantz sagte laut an Karla gerichtet: »War nicht bei Ihnen gestern noch jemand? Sagen Sie's ihm halt, Menschenskinder!«

Nervös schluckte sie. Woher wusste er das? Der Offizier drückte nun Karla die Mündung an die Brust. »Du wissen, wo Dimitri?«

»Gestern war jemand hier. Aber ich kenne seinen Namen nicht.«

»Großer Mann?«

»Ja.«

»Wann?«

»Nachmittags, so gegen drei.«

»Was chast du gemacht?«

»Ich?« *Er hat mich vergewaltigt, hätte sie am liebsten gesagt, aber das Maschinengewehr steuerte ihre Worte.* »Nichts habe ich gemacht. Er war hier und ... später ist er wieder gegangen. Mehr weiß ich auch nicht.«

Eisig blickte ihr der Offizier in die Augen. »Dimitri verschwunden seit gestern. Wenn wir finden chier, dann alle ...« Mit einer unmissverständlichen Handbewegung quer über den Hals schloss er seine Ankündigung.

»Obiskat dom!«, befahl er den Soldaten, und schon drangen sie in jede Wohnung vor, stellten alles auf den Kopf und suchten nach kleinsten Hinweisen für ihren verloo-

ren gegangenen Kameraden. Das Geräusch, das russische Stiefel im Haus verursachten, grub sich in jedes Gedächtnis ein. Der Offizier bewachte indes die Hausbewohner. Besonders in Karlas Wohnung wurde alles auseinandergenommen, die Matratze vom Bett geworfen, der Kleiderschrank bis auf die klemmende unterste Schublade ausgeleert. Das frische Betttuch bot keinen Anlass zum Verdacht. Die Russen wussten, dass deutsche Frauen sauber waren; sie liebten das. Nach dem Chaos, das die Soldaten angerichtet hatten, sammelte sich wieder alles im Souterrain. Der Lärm trampelnder Stiefel vermischte sich mit russischen Wörtern. *Nietchewo* fiel sehr oft, und alle gaben dem Offizier zu verstehen, dass sie nichts finden konnten. Der wollte es zunächst nicht wahrhaben, vertraute aber schließlich seinen Leuten und gab den Befehl zum Rückzug. Als die Russen das Haus verlassen hatten, sackte Ilse auf die Knie. »Ich halt das nicht mehr aus. Ich kann nicht mehr«, greinte sie. Herr Frantz fuhr Karla an: »Merken Sie das denn nicht? Immer wieder sind Sie es, die uns alle in Gefahr bringt! Warum haben Sie denn nicht gesagt, wo er hin ist? Menschenkinder, die hätten uns jetzt alle erschossen! Wie kann man nur so dumm sein!«

Sie stampfte auf. »Jetzt reicht's mir aber! Was wissen Sie denn! Wir gewähren Ihnen hier eine Unterkunft, und Ihnen fällt nichts Besseres ein, als mit den Russen zu kooperieren.«

»Jetzt nehmen Sie mal den Mund nicht so voll! Hier kooperiert niemand. Ich versuche lediglich, die Gefahr abzuwenden.«

»Indem Sie uns Frauen den Russen ausliefern!«, spie sie ihn an. Am liebsten hätte sie ihm die Augen ausgestochen.

Sieglinde nahm sie am Arm. »Komm, lass ihn. Gehen wir hoch und sehen mal, was der Feind uns hinterlassen hat.« Nach und nach zog wieder jeder in seine Wohnung zurück. Karla hasste es, sie mit Herrn Frantz teilen zu müssen.

»Seien Sie froh, dass die Russen nicht ein Mal *Mann, komm* gesagt haben«, streifte sie ihn verächtlich.

Am 8. Mai 1945 kapitulierte Deutschland. Der Krieg war vorbei, Hitler Geschichte. Ein Elend war zu Ende, ein neues begann. Für die Russen und Kommunisten war es der Tag der Befreiung. Berlin war fest in russischer Hand, und jeder hoffte, dass die Amerikaner bald kommen würden. Es hatte sich schnell herumgesprochen, dass man als Frau besser das Weite suchte, wenn die Russen in Feiervilla waren. Bis auf Herrn Frantz war das Haus in der Beuckestraße 34 am Siegestag leer. Die Frauen versteckten sich allesamt im Grunewald. Keine hatte Lust auf Vivat-Stalin-Sprüche, Wodka-auf-ex-Gesaufe, Gläser-gegen-die-Wand-Gewerfe und anschließenden Übergriff. So erfolgreich das Verstecken auch glückte, so ängstlich inspizierten sie hinterher, was die Russen vom Haus übrig gelassen hatten. Man hoffte auf Herrn Frantz' Treue für die richtige Seite, doch es schien immer mehr, dass er sich mit den »Befreier« anfreundete.

Karla hatte nach dem 8. Mai ihren Ehering wieder hervorgeholt und ihn angesteckt. Die Suche nach ihrem Sohn war weiterhin erfolglos. Sie hatte inzwischen alle Zettel, die sie finden konnte, beschriftet mit: *Kleiner Junge, blondes Haar, blaugrüne Augen, eineinhalb Jahre alt, in Beuckestraße 34, Zehlendorf, seit 19. April 1945 vermisst. Bitte bei Neumann melden.* Ganz Zehlendorf und Steglitz lief sie ab, um die Zettel

zu verteilen in Läden, in den Ämtern, beim Roten Kreuz. Manche klebte sie an Bäume oder an Bretter, an Litfaßsäulen oder Häuserwände. Sie wollte noch nicht um ihn trauern, konnte es nicht wahrhaben, dass diese fünf Minuten Nachlässigkeit ihr Leben von innen zerfressen würden. Das Rote Kreuz war maßlos überfordert mit Kriegsverehrten, obdachlosen Heimkehrern und elternlosen Kindern, aber von Peter keine Spur. Es schnürte ihr die Luft ab, wenn sie sich vorstellte, dass es ihn einfach nicht mehr geben sollte. Von ihrem Mann Arthur gab es bislang auch kein Zeichen. Doch jetzt, wo der Krieg vorbei war, würde er sicher bald zurückkommen, und dann müsste Herr Frantz sie endlich respektvoll behandeln. Die Aussicht darauf ließ sie aufatmen. Inzwischen gab es wieder Strom in den meisten Haushalten, aber Wasser mussten sie sich nach wie vor an der Pumpe holen. Oft stand man stundenlang in der Schlange, weil Russen immer Vortritt hatten und Kanister für Kanister für ihre Pferde füllten. Das Wohl der Pferde war ihnen wichtiger als das der Berliner Bevölkerung. Das Essen wurde knapp und knapper. Ein bisschen Graupensuppe am Morgen, am Mittag und am Abend. Dazu ein paar Brennnesseln und Löwenzahn, die am Straßenrand von anderen Hungernden übersehen wurden. Die Kartoffeln waren längst aufgebraucht.

Frau Grigoleit aus Ostpreußen klopfte plötzlich an Karlas Tür. Sie war ganz aufgeregt, und Karla hatte schon Angst, Ilse hätte sich nun tatsächlich etwas angetan. Aber es war eine freudige Nachricht.

»Haben Sie das auch gehört? In der Albertinenstraße stehen Wohnungen leer. Die werden geplündert, was das Zeug hält. Wenn wir uns beeilen, kriegen wir noch

was ab«, schnaufte sie mit ihren rollenden Rs. Es dauerte zwei Sekunden, bis Karla und Sieglinde in ihre Schuhe geschlüpft waren, ihre Mäntel überwarfen und mit Frau Grigoleit loseilten in der Hoffnung, etwas vom Kuchen abzubekommen. Die Höldners waren nach den Restbeständen ihrer Wäscherei suchen gegangen, und Herr Frantz rief ihnen hinterher: »Das bringt doch alles nichts. Passen Sie nur auf, dass man Sie nicht festnimmt!«

In den leer stehenden Wohnungen stank es entsetzlich. Russen hatten sie als offenen Abort benutzt. Man musste aufpassen, wo man hintrat. Im Keller wühlten zahlreiche Menschen Konserven aus den Regalen. Ihr Überlebensdrang und die damit einhergehende Entschlossenheit, alles dafür zu tun, hatten nichts Menschliches mehr. Kratzen, Beißen, Schlagen waren beim Ringen um die kostbaren Bestände harte Realität. Karla wurde ständig weggeschubst und musste sich immer wieder an die Regale mit den wertvollen Dosen oder eingewecktem Obst zurückkämpfen. Ein paar Kartoffeln konnte sie sich krallen, ein paar Fisch- und Wurstdosen. »Weg hier, wir waren zuerst da!« Ein großer Mann stieß sie mit einer Feindseligkeit vom Regal weg, die ihr Angst machte.

»Los, kommt!« Sie zog Sieglinde und Frau Grigoleit am Ärmel. »Lasst uns gehen. Das reicht erst mal.«

Keiner verstand, warum Karla Gisela so großzügig von ihrem Essen abgab, in einer Zeit, wo es ums nackte Überleben ging. Abends setzte sie sich neuerdings immer mit Gisela in den Garten, um ungestört zu plaudern. Der schöne Garten, in dem noch vor wenigen Jahren Liegestühle idyllisch unter Obstbäumen gestanden hatten, war inzwischen komplett zu Gemüsebeeten umgegraben worden. Nicht

ein freies Fleckchen gab es mehr. Frau Hetzel von unten bewachte die kostbaren Parzellen wie ein Schäferhund. Auf allen Balkonen standen Liebstöckel-, Majoran- oder Petersilientöpfe. Manche bauten auch Tabak an, den sie dann bündelweise bei »Strunken-Ankauf« abgaben, wofür sie ein paar Reichsmark bekamen. Zigaretten waren die Alternative zum Essen. Karla lehnte neben Gisela am Apfelbaum und rauchte russische Zigaretten, die wie Dreck schmeckten. Gisela fing zu erzählen an.

»Ich hatte auch eine schöne Kindheit, in Charlottenburg. Mein Vater war Prokurist bei IG Farben und verdiente gut. Meine Mutter gab zu Hause Klavierunterricht. Ich wollte immer Sängerin werden, aber meine Eltern schickten mich zum Geigenunterricht, weil das vornehmer sei. Ich sollte auch einmal Musiklehrerin werden und hatte sogar schon die Prüfung für das Konservatorium geschafft. Dort wollte ich Gesang studieren. Ich wollte endlich singen. Aber dass ich mich in einen Kerl verliebte, der zufällig unsere Siedlung streifte, damit hätte niemand gerechnet. Er besuchte mich erst jeden Tag heimlich, und dann beschlossen wir zu heiraten, bevor ich schwanger werde.«

»Wie alt warst du da?«

»Siebzehn. Heinrich wollte, dass ich mit ihm nach Zehlendorf komme. Seine Eltern hätten eine Wäscherei. Und so ging ich mit ihm statt aufs Konservatorium. Meine Eltern tobten. Sie meinten, ich würde mir meine Zukunft verbauen. Aber ich wollte Heinrich mehr als alles andere. Er brachte mich zum Lachen, mit ihm war alles unbeschwert. Mein Zuhause war ein eng geschnürtes Korsett. Heinrich war Freiheit. Ich fing eine Ausbildung zur Schneiderin an, weil das für eine Wäscherei nicht schaden könne,



meinte meine Schwiegermutter. Und so war alles wunderbar, bis Heinrich eingezogen wurde und wir ausgebombt wurden mitsamt der Wäscherei. Alles weg.«

»Und du, also ihr, habt noch keine Kinder?«

»Nee. Hat bisher noch nicht geklappt. Leider.«

Karla dachte an Peter und kämpfte mit den Tränen. Gisela nahm sie in die Arme. »Dein Peter wird schon wiederauftauchen. Der ist irgendwo untergekommen, ganz bestimmt, sonst hättest du ihn schon gefunden.«

»Ach, Gisela. Ich mache mir solche Vorwürfe, dass ich nachts nicht schlafen kann. Wir waren im Garten. Ich hatte die Wäsche abgenommen und sie hochgeschafft. Ich hatte erst noch nach ihm gerufen, doch er spielte so schön. Er saß da so glücklich im Gras, und ich dachte, ich komme ja gleich wieder zurück, und habe mir nichts weiter dabei gedacht. Und beim Wäscheeinräumen kamen die Sirenen. Ich habe mir den Koffer geschnappt und wollte Peter auf dem Weg in den Keller abholen, und seitdem ist er weg. Ich hab ihn nur einen Moment aus den Augen gelassen. Einen einzigen Moment. Ich werde mir das nie verzeihen. Nie! Und dann auch noch Herr Frantz ...«

»Herr Frantz«, winkte Gisela ab. »Unsere Männer kämpfen an der Front, und der huscht bei jedem bisschen unter die Bettdecke.«

»Und kollaboriert mit den Russen. Vielleicht ist er heimlicher Kommunist.«

»Mir ist egal, was er ist und was er will. Hauptsache, er weiß nichts von unserem Russen.«

»Unserem Russen«, wiederholte Karla schmunzelnd, legte den Kopf nach hinten und blies Rauchwölkchen in die Luft. Dann begann sie zu singen.

*Siehst du den Mond dort stehen, er ist nur halb zu sehen und ist doch rund und schön.*

*Gisela setzte ein und sang mit. So sind wohl manche Sachen, die wir getrost belachen, weil unsre Augen sie nicht sehn.*

*»Wie schön! Das sollten wir öfter machen. Und ich muss deinen Eltern recht geben.«*

*Gisela sah sie fragend an.*

*»Schade um das Konservatorium«, sagte Karla und hielt ihr eine Zigarette hin.*

## Kapitel V

Karla und Gisela waren in derselben Brigade eingeteilt. Eine Textilfabrik sollte abgebaut werden. Neun Stunden pro Tag standen sie seit einer Woche wie am Fließband in einer kalten Halle und mussten mit unzähligen anderen Frauen alle noch funktionierenden Maschinen in kleinste Einzelteile zerlegen und auf einen Container laden. Wenn der voll war, fuhr die Lok damit geradewegs nach Moskau. Bewacht wurden sie den ganzen Tag von russischen Soldaten, die sie nun nicht mehr nehmen durften, wie sie wollten. Wie bei den Trümmerfrauen bildete man Reihen und reichte Teile weiter. Eine korpulente Frau in den Dreißigern, die alle Gertrud nannten, mit großen Händen und der schmutzigsten Kittelschürze, die man je gesehen hatte, schimpfte den ganzen Tag ungehemmt über die Russkis: »Herjemacht hamse sich über mir, die Schweine. Achtmal hamse mir jenommen. Und mein Hugo hat nüscht dajegen machen jedurft.«

»Achtmal?«, fragte ihre Nachbarin.

»Wenn ichs doch sage.«

»Hintereinander?«

»Na, du kannst Fragen stellen!«

Das war die neue Modefrage unter den Berlinerinnen: Wie oft? Mit dieser Art Galgenhumor versuchte man, die Realität ein bisschen rosarot einzufärben.

In der Mittagspause gab es im Werkhof Tee aus dem Samowar und eine Kelle Graupensuppe. Karla und Gisela blieben meistens unter sich, sprachen nicht viel mit den anderen. Die Arbeiterfrauen saßen auf Bordsteinen oder im Gras und reckten ihre Gesichter in die Sonne. Frühlingshoffnung legte sich auf Ruinen. Nichts bleibt für immer, dachte Karla beim Blick auf einen Grashalm, der zwischen zwei Steinen nach oben trieb, selbst der Schluss nicht. Nach dem Tod kommt wieder das Leben, und alles beginnt von vorn.

Auch die Amerikaner und Briten waren nun in die Stadt einmarschiert, und jetzt feilschten die Sieger um Berlins Besetzung. Die Amerikaner hatten sofort alle Sympathien gewonnen, weil sie Kaugummis und Schokolade an die Kinder verteilten und neben ihren Jeeps und Lastwagen mit fetten Straßenkreuzern die Alleen säumten. Einst hatte man Hitler am Straßenrand zugewinkt, nun den Amis.

Sieglinde und Frau Hetzel sowie Frau Grigoleit mit Ilse waren zum Steineklopfen in den Trümmern abkommandiert worden. Kilometerlange Wege bis zum Einsatzort waren keine Ausnahmen. Das Stadtbild war von Frauen jeden Alters geprägt, die in ihren Kittelschürzen in Kettenreihen standen und Eimer voller Schutt weiterreichten und in die Trümmerlore ausschütteten. Stunde für Stunde, Tag für Tag. Die Gemeindeverwaltungen verteilten die Arbeiten an die Bürger Berlins. In der Zehlendorfer Verwaltung hatte Herr Frantz sofort eine Stelle als Büroleiter gefunden. Täglich erreichten die Stadt Kriegsheimkehrer, die auf Pritschenwagen saßen und rüttelnd durch die Ruinen gefahren wurden. Sie hatten Splitter im Körper, Brandwunden, trugen durchgeblutete Verbände, kamen mit halben Ge-

sichtern, nur noch einem Bein oder einem Arm zurück, waren abgekämpft und seelentot. Einst waren sie als lebendige Menschen euphorisch in den Krieg gezogen, nun trugen sie ihn als Verlierer verloren zurück. In ihnen lebte er weiter.

Irgendwann war auch Giselas Mann dabei, äußerlich unversehrt, der erschrocken vor einem Berg aus Schutt und Asche stand, als er zurück in sein Zuhause wollte. Auch er zog zunächst bei Karla mit ein, und es wurde noch enger. Der Heinrich, der aus dem Krieg zurückkam, hatte keine Ähnlichkeit mit dem Mann, von dem Gisela erzählt hatte. Er stierte den ganzen Tag aus dem Fenster oder vor sich hin, einer seiner Hosenträger hing meistens achtlos herab, eine große Narbe am Unterarm sah frisch und schmerzhaft aus. Er rauchte nur und schwieg. Karla hatte den beiden ihr Schlafzimmer überlassen und zog mit ihren Habseligkeiten zu Sieglinde ins Schlafzimmer.

Im Garten unterm Apfelbaum trafen sich abends die beiden Freundinnen, rauchten und ließen den Tag Revue passieren. Manchmal kam Ilse dazu, obwohl sie die russischen Dreckszigaretten ablehnte.

»Wie ist es eigentlich mit Heinrich«, fragte Karla nach drei tiefen Zügen, »jetzt, wo er wieder da ist?«

»Was meinst du?«

»Du weißt schon, was ich meine.«

»Wir haben noch nicht wieder.«

»Hast du es ihm gesagt?«

»Was? Das mit den Russen? Auf gar keinen Fall!«

Ilse schüttelte sich. »Igitt! Wenn ich daran denke, dann wird es mir jedes Mal schlecht.«

»Mir auch«, sagte Karla.

»Heinrich ist – anders. Er ist, nun, er hat viel erlebt. Viel Elend. Wir müssen uns erst wieder annähern.« Gisela mied den Blickkontakt.

»Mir braucht keiner mehr kommen«, sagte Ilse beim Durchgehen der Gemüsebeete, um nach ersten Trieben Ausschau zu halten, »ich hab genug. Das ist doch alles nur eklig.«

»Ach«, rief Karla über eine Beetreihe, »wenn der Richtige kommt, dann wirst du ganz schnell deine Meinung ändern. Sind ja nicht alle so.«

»Meinst du, unsere haben das drüben auch so gemacht?«, fragte Gisela.

»Ich hoffe nicht. Das wäre furchtbar. Arthur würde so etwas nie tun«, war Karla überzeugt. »Er ist viel zu anständig.«

»Und wenn doch?«

»Gisela! Nein! An so was darfst du gar nicht erst denken.«

»Du hast recht.« Sie drückte ihre Zigarette aus und legte den Stummel in eine Blechdose, die sie aus ihrer Schürzentasche hervorholte. »Die sammle ich für Heinrich. Wenn ich sechs Stummel zusammenhabe, kann er sich eine neue Zigarette daraus drehen. Wir müssen sparsam sein, sagt er. Aber jetzt lass uns an etwas Schönes denken.«

»Jaaaa«, tönte es aus dem hintersten Beet. »Essen!«

»Komm!« Gisela stupste Karla mit dem Ellbogen in die Hüfte. »Singen wir was. *In einem kühlen Grunde* oder so.«

Karla ließ sich das nicht zweimal sagen und begann zu singen:

*In einem kühlen Grunde, da steht ein Mühlenrad. Mein Liebster ist verschwunden, der dort gewohnt hat.*

Andächtig blieb Ilse stehen und lauschte verträumt. Karla wich ab der zweiten Strophe auf die zweite Stimme aus, und sie lächelten sich zu. Es blieb nicht bei dem einen Lied. Noch zwei weitere Lieder folgten, und die angenehme Kühle der Nacht legte sich schlummernd auf die feinen Melodien.

Ilse bemerkte als Erste, dass sie schwanger war. Sie setzte alles daran, eine Engelmacherin zu finden. Ein paar Wochen später bemerkte auch Karla Anzeichen bei sich und einigte sich mit Sieglinde darauf, es Ilse gleichzutun.

Von Peter gab es immer noch keine Spur. Alle Aushänge des Roten Kreuzes studierte Karla sorgfältig, sah sich die Bilder der vermissten Kinder an, aber nie war ihr Peter dabei. Und was, wenn er doch nicht mehr lebte? Warum spürte sie das dann nicht? War sie schon so abgestumpft? Ilse hatte ihr die Adresse der Engelmacherin in Lichterfelde gegeben, die schon bei ihr den Abort erfolgreich durchgeführt hatte. Inzwischen konnte Karla den größten Teil der Strecke wieder mit den Straßenbahnen fahren, sofern sie einen Platz ergatterte. Kaum ein Berliner hatte noch Lust auf weite Märsche, und so waren die wenigen Straßenbahnen, deren Strecken wieder freigeschaufelt und instand gesetzt waren, ständig überfüllt. Karlas Arbeits-einsatz in der Textilfabrik endete am Freitagabend. Die Engelmacherin fand sie in einem kleinen Zimmer eines wüsten Hinterhofes, in dem kleine Mädchen in gestrickten Kleidern Hüpfgummi spielten. Das Zimmer, das scheinbar Wohn-, Schlaf- und Esszimmer zugleich war, war mit einem Vorhang zu dem Zimmer getrennt, wo das Gemetzel stattfinden sollte.

»Drei Lebensmittelmarken und zwee Bezugsscheine.

Oder Sie ham Kartoffeln dabei und frisches Jemüse, det nehm ick ooch.«

Karla schluckte. Das war mehr als ausgemacht, und es hieß gleichzeitig, wieder eine Woche lang hungrig ins Bett zu gehen. Widerwillig legte sie ihre Lebensmittelkarten und Bezugsscheine in die ausgestreckte Hand.

Die Frau begann, in Karlas Unterleib rumzuschachern, und Karla krallte die Hände dabei vor Schmerzen in ihre Oberschenkel. Verkrampft zwang sie sich, an etwas Schönes zu denken, aber der Schmerz nahm alles. Schließlich summte sie stumm im Geiste: *Irgendwo auf der Welt gibt's ein kleines bisschen Glück, und ich denk daran in jedem Augenblick ...*, bis die Tortur vorbei war. Die Fremde nahm den zerbeulten Emailleimer und ging stumm damit aus dem Zimmer. Noch immer tropfte Blut aus Karlas Körper. Als die Engelmacherin zurückkam, sagte sie einsilbig: »Könn sich wieder anziehen.«

»Wird es denn wieder aufhören zu bluten?«

»Wat denn, hamse keene Einlage dabei?«

»Davon habe ich nichts gewusst.«

»Pfff,« Die Engelmacherin verdrehte die Augen und ging ins andere Zimmer. Dann kam sie mit einem Stofflappen zurück und reichte ihn Karla. »Nehmse ditte. Bisse zu Hause sind, hörts uff.«

Doch es hörte nicht auf. Karla wagte sich in keine Straßenbahn aus Angst, dort eine blutige Lache zu hinterlassen. Die Schmerzen waren unerträglich. Auf den ersten Metern riss sie sich noch zusammen, doch dann sah sie, wie das Blut schon ihr Kleid getränkt hatte und darunter hervortropfte. »O Gott«, stammelte sie und suchte sich einen Platz abseits der Straße. Ihr Unterleib krampfte so



stark, dass sie aufschreien musste. Das Blut lief inzwischen unaufhaltsam aus ihr heraus. Sie brach zusammen, krümmte sich und hielt ihren Bauch. Sie schrie auf und wusste nicht, ob es wegen der Schmerzen war oder wegen des Anblicks der dunklen Lache, die sich unter ihr ergoss. Die Geräusche um sie herum wurden leiser und leiser. Nur noch schattenhafte Bilder nahm sie wahr, bis alles ganz dunkel und still wurde. Die Welt war tot.

Karla blinzelte gegen das einfallende Sonnenlicht an. Alles tat weh, selbst ihre Wimpern, so wie das ganze Leben und der Anblick des kaputten Berlins. Die Nachwehen in ihrem Unterleib meldeten sich wie eine Drohung zurück, und ihr fiel wieder ein, was passiert war. Sie war bei der Engelmacherin gewesen, in einer fragwürdigen Spelunke. Irgendwo auf dem Heimweg musste sie zusammengebrochen sein. Und jetzt lag sie in einem Bett, scheinbar im Krankenhaus.

Das Zimmer beherbergte neben ihr vier Männer, denen verschiedene Gliedmaßen fehlten. Ihr permanentes leises Stöhnen vereinte sich zu einem Geisterklang. Am anderen Ende des Zimmers lag eine Frau, die aus dem Fenster stierte auf zerrissene, durchgefegte Häuser, offene Wohnzimmer und Berge von Schutt und Asche. Von außen drang der Lärm des Steineklopfens herein.

»Na, endlich isse wieder wach. Ick hab' schon jedacht, det wird nüscht mehr.« Eine fremde Frau mit Häubchen und sauberer Schwesternuniform schenkte Karla ein Lächeln, dann strich sie das blütenweiße Laken eines leeren Bettes glatt. Der Anblick war so surreal für Karla. Ganz Berlin war eine einzige Trümmerburg mit Toten, Obdachlosen, Hungernden, verkrüppelten Männern, geschändeten Frauen,